

Evangelische Perspektiven von Bildung und Bildungsgerechtigkeit

Mitgliederversammlung des Bundesverbandes evangelischer Ausbildungsstätten für Sozialpädagogik

Berlin, Freitag, 08. November 2013

Dr. Jürgen Frank

Bildungsmanagement und Politikberatung, Kassel

1. Bildung als Antriebsmoment für Bildungsgerechtigkeit? Ein empirisches Schlaglicht

Meine Damen und meine Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, für meinen Vortrag haben Sie mir zwei Begriffe an die Hand gegeben: Über **Bildung** soll ich reden und über **Bildungsgerechtigkeit**. Man könnte die beiden Begriffe nebeneinander wie Wäschestücke auf eine Leine hängen, sie jeweils für sich betrachten und locker durch ein Und verbinden. Das wäre **Information**, cool und akademisch. Sie aber wollten durch die Themenstellung **Provokation**. Sie haben die Sache zugespitzt. Nicht wie in den Medien vorherrschend, soll es eine soziologische, eine politische oder eine ökonomische Perspektive sein, sondern eine evangelische.

Das dürfte niemanden wundern. Denn der Bundesverband evangelischer Ausbildungsstätten – ich zitiere aus Ihrem Flyer: *gründet seine Arbeit auf ein **evangelisches** Verständnis von Bildung.* Zur Stärkung des evangelischen Profils, so heißt es weiter, positioniert sich der Bundesverband explizit als „Bundesverband **evangelischer** Fachschulen und Akademien.“

Die evangelische Perspektive ist parteiisch. Es ist die Option für die Armen, es ist die Option für die in die Gerechtigkeitslücke Fallenden, die die **Information** über Bildungsungerechtigkeit in **Provokation** umschlagen lässt. Bei aller Provokation allerdings müssen wir dialogfähig bleiben, oder vielleicht erst werden. Fulbert Steffensky hat in seinem Festvortrag zum Jubiläum 2009 „Sätze einer interreligiösen Grammatik“ formuliert und sie dem BeA ins Stammbuch geschrieben. Einer dieser Sätze lautete so: *„Nur eine Gruppe, die sich selbst schätzt; die die eigene Geschichte kennt, die eigenen Lieder und Grundtexte, ist dialogfähig. Man muss wissen, wer man ist, um sich zu anderen verhalten zu können.“* Das heißt im Klartext: Nur wenn wir sattelfest sind in unserer Geschichte, sind wir auch dialogfähig. Denn anders als im Dialog ist der Bildungsgerechtigkeit der Weg nicht zu bahnen.

Dabei ist die Dialogfähigkeit im pädagogischen Bereich entscheidend! Hier werden die erzieherischen und bildungsbezogenen Grundlagen für Bildungsgerechtigkeit angebahnt. Nur auf dem Wege erlebter und reflektierter

Erfahrungen kommen Formen einer gerechteren Lebensweise in der Gesellschaft an. Der in der Geschichte menschlicher Kulturentwicklung nur langsam erzielte Fortschritt muss individuell und gemeinschaftlich jeweils neu angeeignet werden. Reflexe der Ausgrenzung und Ablehnung sind gegenüber der Kulturleistung einer gerechten Gesellschaft viel tiefer verwurzelt. Entsprechend leicht sind Klischees und Vorurteile zu mobilisieren.

Zu diesen Vorurteilen gehört die Behauptung, wer lernen will, wird auch Erfolg haben. Die Individualisierung ist ein Merkmal unserer Gegenwart. Sie begünstigte die Auffassung, dass jeder Mensch alles erreichen könne. Er muss nur wollen. Die Unterstellung, dass alle Menschen dem Grunde nach gleich seien, trifft auf ihre politischen Rechte vielleicht zu. Keineswegs aber trifft es zu im Blick auf die individuellen Voraussetzungen für gleichberechtigte Handlungschancen. Die wissenschaftliche Forschung zeigt deutlich, dass die sozialen, kulturellen und ökonomischen Voraussetzungen sehr wohl den Bildungserfolg bestimmen, unabhängig davon, wie intelligent und engagiert sich der Einzelne verhalten mag. Es ist diese Kontextvergessenheit, die in ihren brutalen Folgen provoziert.

Einen zweiten Satz seiner interreligiösen Grammatik, der für uns von Belang ist, formuliert Steffensky so: „Nur eine Gruppe, die die eigenen Schätze liebt, ist dialogfähig. Eine Gruppe, die von sich selbst überzeugt ist und ihre eigene Sache liebt, missioniert nicht, aber sie hat eine Mission. Diese Mission heißt: zeigen, was sie

liebt. *„Bildung lieben, den Erfahrungsschatz lieben, eingelagert in unserer christlichen Tradition wertschätzen, und Bildungsgerechtigkeit lieben, als motivierende Zielperspektive für unser Handeln. Und um es auf den Punkt zu bringen: Es ist der gebildete Mensch, dialogfähig im Kampf um Bildungsgerechtigkeit, der Teil hat am Wirksamwerden des Reiches Gottes in dieser Welt.*

So schüchtern also das Thema auf den ersten Blick daherkommt, „Evangelische Perspektiven von Bildung und Bildungsgerechtigkeit“, durch das Arrangement stimmen Sie mich ein auf eine Liebeserklärung. Wenn es also um Motivation, um Bewegung geht, um Handeln für Gerechtigkeit aus Liebe, dann ist es naheliegend, dass unsere Gedankengänge ihren Weg nehmen auch über Texte aus unserer Tradition und Lieder unseres Gesangbuches und einmünden schließlich in das hohe Lied der Liebe. Alles klar. Damit ist der Weg beschrieben.

2. Evangelische Bildungsverantwortung als Brückentechnologie- damit Bildung Verantwortungsfähigkeit und Verantwortungsbereitschaft fördert.

Unsere Einstiegsfrage lautet also: Liegt in christlicher Bildung, genauer, in der gebildeten christlichen Persönlichkeit, ein Potenzial, eine motivationale Kraft, die ins verantwortliche, ins kluge und gebildete Handeln drängt, um Bildungsgerechtigkeit herzustellen?

So zu fragen, ist nicht weit hergeholt. „Bildung und Entwicklung der Persönlichkeit in den Mittelpunkt“ zu stellen, lautete im Flyer das programmatische Selbstverständnis des Bundesverbandes.

Auf diesem Feld ist viel an Bildungsarbeit zu leisten. Folgen wir versuchsweise einem der einflussreichsten Pädagogen im 19. Jahrhundert, Johann Friedrich Herbart (1776-1841). Er entwickelte „eine auf der Psychologie basierende umfangreiche Lehr und Lerntheorie“¹ Herbart's Anschauungen waren sehr liberal und klingen heute noch fortschrittlich, wenn er fordert – ich zitiere: „Machen, dass der Zögling sich selbst finde, als wählend das Gute, als verwerfend das Böse: dies oder nichts ist Charakterbildung! Diese Erhebung zur selbstbewussten Persönlichkeit soll ohne Zweifel im Gemüte des Zöglings selbst vorgehen und durch dessen eigene Tätigkeit vollzogen werden, es wäre Unsinn, wenn der Erzieher das eigentliche Wesen der Kraft dazu erschaffen und in die Seele des anderen hineinflößen wolle“.¹ Für Herbart war Bildung in erster Linie Persönlichkeitsbildung. Sie, die gebildete Persönlichkeit ist es, die verantwortlich handelt, das Gute wählt, das Böse verwirft.

Ich mache einen kurzen Abstecher über ein empirisches, zugegebenermaßen oberflächliches Schlaglicht. Denn dass es ihn gibt, diesen Zusammenhang zwischen **Bildung** und **Verantwortungsbereitschaft** sich für **Bildungsgerechtigkeit** einzusetzen, ist vielfältig belegt und soll darum an diese Stelle nicht unterschlagen werden.

¹ Roth, Gerhard: Bildung braucht Persönlichkeit. Wie Lernen gelingt. Stuttgart 2011, S. 16f.

Die **Shell-Jugendstudien** zum Beispiel weisen nach, dass je höher der Bildungsgrad ist, desto stärker ist auch die Bereitschaft, sich politisch und überhaupt gesellschaftlich zu engagieren. Und eine Untersuchung zum Bildungserfolg evangelischer Schulen zeigt nicht nur ein deutlich besseres Schulklima im Vergleich zu den öffentlichen Schulen, sondern attestiert Schülerinnen und Schülern an evangelischen Schulen ein profiliertes soziales, politisches und diakonisches Engagement. Andererseits zeigt eine im Auftrag der Vodafone Stiftung durchgeführte Untersuchung mit deprimierender Deutlichkeit, dass „Persönlichkeitsbildung und Wertevermittlung“ von den Deutschen zwar als zentrale Aufgabe gesehen wird, und zwar sogar höher eingeschätzt als gute Englisch- und Mathematikkenntnisse. Allerdings, der statistisch erhobene Misserfolg bei der Persönlichkeitsbildung macht überwiegend schlechte Schlagzeilen. Herbarts „Machen, dass der Zögling sich selbst finde, als wählend das Gute, als verwerfend das Böse“ scheint Macher zu brauchen, an denen es offenbar mangelt.

So titelte kürzlich die **Welt Kompakt** , die mir bei meinen Bahnfahrten in die Hand gegeben wird: „Eltern stöhnen, Lehrer auch. Umfrage: Schulen versagen bei der Vermittlung von Werten...“ (Ende des Zitats)“ Aus der Perspektive der Lehrer und Lehrerinnen fehlt vor allem die Unterstützung der Eltern. Man spricht es offen aus, weil man es noch genauer weiß, von welchen Eltern die Unterstützung fehlt Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Zwei Drittel der Hauptschullehrer klagen über das mangelnde Interesse der bildungsfernen *Hauptschülereltern* an

ihren Kindern. Bei den traditionell bildungsnahen *Eltern der Gymnasiasten* geraten mit 28% deutlich weniger ins Visier dieser Defizitanzeige. Bei den Real- und Sekundarschülern sind es 40% der Eltern, die nicht interessiert sind am Bildungserfolg ihrer Kinder.

Grob vereinfacht könnte auch hier das Motto der Baedeker-Reiseführer seine Anwendung finden: „Wer mehr weiß, der sieht mehr“. Wer wenig weiß, sieht auch weniger, sieht kürzer, dessen Blick ist begrenzt. Darf ich sagen „beschränkt“? Offenbar gibt es diesen Zusammenhang zwischen Wissen und Sehen und sich zum Handeln herausgefordert fühlen. Die wissende, kundige, gebildete Einfühlung *kann* mobilisieren.

Vor dieser Folie kommt nun auch deutlicher in den Blick, was Sie mir als weitere Implikationen des Themas „Bildung und Bildungsgerechtigkeit“ mitgeliefert haben, nämlich welche Bedeutung die **Bildungsprozesse** und **Bildungssysteme** für die **Verantwortungsfähigkeit** von Menschen heute haben. Und dass wir uns dabei nicht auf die formale Bildung in den Institutionen begrenzen. Bildung zur Verantwortungsfähigkeit endet nicht mit Schul-, Hochschul- und all den anderen Abschlüssen und Zertifikaten. Der Mensch ist nach evangelischem Verständnis immer im Werden, dem Bildung im Lebenslauf korrespondiert – und damit das weite Feld der informellen Bildung einschließt.

Thomas Rauschenbach, Direktor des Deutschen Jugendinstituts hat uns vorgerechnet, dass 70% dessen, was Schülerinnen und

Schüler zum Leben brauchen, lernen sie nicht in der Schule. Wie und unter welchen Bedingungen kommt es vom Sehen zum Handeln, vom Wissen zur Übernahme von Verantwortung. Dies ist der entscheidende Punkt. Es geht um **Befähigung** aber auch um **Motivation**, es geht um **Wissen**, aber auch um **Handeln**. Mehr Bildungsgerechtigkeit lässt sich nicht einfach herstellen oder verordnen, sondern erfordert Zeit und Nachdenklichkeit. Es ist erstaunlich, wie frisch und lesbar und praktisch unbenutzt Veröffentlichungen aus jenen sputnikgeschockten Zeiten sind. Damals 1964 erschienen Bücher, die Aufsehen erregten. Sie prägten sich ein: Georg Pichts *Deutsche Bildungskatastrophe* (1964) und *Bildung ist Bürgerrecht* von Ralf Dahrendorf (1965).

Aber es gab auch Klassiker ganz anderer Art. Seit 30 Jahren steht der Cartoon mit den verschiedenen Tieren – sie sollen alle auf den Baum hinauf – für den Begriff der Chancengleichheit. Da stehen sie, der Elefant, der Fisch im Glas, der Affe und der Seehund und werden aufgefordert: „Zum Ziel einer gerechten Auslese: Klettert auf den Baum.“ Und so wenig der Elefant mittlerweile den Gipfel erklommen hat, so wenig besucht das durch seine Familiensituation benachteiligte Kind heute das Gymnasium.

Hans Traxler hat vor einigen Jahren seinen Klassiker mit den Tieren neu gezeichnet. Und denjenigen, die sich bisher nur an der hübschen Idee freuten, das da ein Elefant und ein Fisch das Klettern lernen sollten, ist die Sache näher auf den Leib gerückt. Da stehen sie nun, wie im richtigen Leben: der Brillenträger mit

dem Geigenkasten neben dem Sportsfreak, mit Seil und Wurfanker gut ausgestattet, das knöchellang verschleierte Mädchen steht neben der übergewichtigen Couchpotatoe und neben dem Skater mit der Baseballkappe hockt der Rollstuhlfahrer. Und wiederum: Der Chancengleichheit wegen: Klettert alle auf den Baum. Zu wenig hat sich im letzten Vierteljahrhundert geändert. Zu viel hat sich verändert. Zu den alten Ungleichheiten sind neue Benachteiligungen hinzugekommen.

Das Thema ist uns unvermeidbar vor die Füße gelegt. Wir müssen es aufnehmen, wenn wir Kirche sein und bleiben wollen. Wer sich als Christ hier taub stellt, wenn die Ungerechtigkeit zum Himmel schreit, beschädigt sich selbst in seinem Kern. Von Anfang an siedelte die Hoffnung auf mehr Gerechtigkeit im Kern des alten und des neuen Testaments. Wer hier verstummt oder nur blasse Worte redet wird, der erbleicht im Stile der getünchten Gräber, die schon zu Jesus Zeiten kein attraktiver Blickfang waren.

3. Die Griechen und das Marktmodell:

Bildungsgerechtigkeit à la carte

Wer nach evangelischer Bildung als Antriebsmoment für Bildungsgerechtigkeit und Chancengerechtigkeit auf Bildung, der rechnet offenbar damit, dass es auch andere Antriebsmomente gibt. Das überrascht nicht. Es sind ja nicht nur Christen, die

leiden, wenn Unrecht herrscht. Gerechtigkeit gilt als erste Tugend sozialer Institutionen. Ungerechtigkeit stiftet Unfrieden. Der Zusammenhalt der Gesellschaft droht auseinanderzubrechen.

Vereinfacht gesagt und stark schematisiert, sind es vor allem zwei Traditionen, die das Gerechtigkeitsdenken unseres Kulturraums prägen. Die eine wurzelt bei den Griechen, die andere im biblischen Gerechtigkeitsverständnis. Aristoteles und die Propheten, vielfältig verflochten mit Paulus und Thomas von Aquin, aufgenommen und zugespitzt von Kardinal Cajetan auf der einen und den Reformatoren auf der anderen Seite. Beide Traditionen stehen so sehr in einem Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung, dass sie kaum unterscheidbar sind.

Gerechtigkeit nach Griechenart verbürgt dem Bürger die Stellung, die seiner Tüchtigkeit und seinen Verdiensten angemessen ist. Man bekommt, was man verdient. Wobei umstritten war und ist, was Maßstab sein kann, für Tüchtigkeit und Verdienst. Was soll in einer Gesellschaft honoriert und angesehen werden? Das Gute, das Vollkommene oder doch lieber das Nützliche? Plato und die Sophisten haben so gestritten.

Diesen Streit übergehe ich jetzt. Ich konzentriere mich auf jene Wurzeln biblisch-reformatorischer Tradition, aus denen heute Kraft für die evangelische Kirche zu ziehen ist. Doch Kraft zieht man nicht nur aus Wurzeln. Man wird auch gut trainiert durch Konkurrenz und Abwehr. Es ist unvermeidlich, dass wir darauf

blicken, welche Gerechtigkeitsauffassung gegenwärtig dominiert und die es abzuwehren gilt.

Gegenwärtig dominant ist ein Verständnis von Gerechtigkeit, das durch die **Vorherrschaft des Marktmodells** geprägt ist. Die Gerechtigkeit am Markt ist eine Tauschgerechtigkeit. Die Marktmechanik steuert die Beziehungsdynamik. Es ist die Selbststeuerung des Marktes, im Wechselspiel von Nachfrage und Angebot, das am ehesten Gerechtigkeit zu verbürgen scheint.

Die Pointe von Vorschlägen aus dem Raum der Kirche bestand darin, nicht die Anbieter, sondern die Nachfragenden zu stärken. Wir kennen das Modell der Bildungsboni von Frau von der Leyen als Konkretion. Wenn die Nachfrager gestärkt werden und nicht die Anbieter, balanciert man so Gerechtigkeit am Markt? Wird nicht der Prozess des Aushandelns durch die Maßstäbe der Durchsetzungsmacht bestimmt und nicht durch Maßstäbe der Gerechtigkeit? Es sind marktkonforme Aushandlungsprozesse um den Wert dessen, was da getauscht wird und was wertvoller sein mag für das gesellschaftliche Leben: die Arbeit des Ingenieurs oder der Grundschullehrerin, die Arbeit der Krankenschwester oder die des Fußballprofis, die Arbeit des Altenpflegers oder die des Managers. Die Entlohnung der menschlichen Arbeit wird nach dem Marktmodell konzipiert. Auch der Kaufpreis menschlicher Leistung richtet sich nach dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage.

Das mag ökonomisch funktionieren. Ob es gerecht ist, ist eine andere Frage. Wie soll der Marktmechanismus die Gerechtigkeit fördern? Am Markt ist es die so genannte unsichtbare Hand, die alles lenkt. Jeder bekommt, was er verdient – in des Wortes doppelter Bedeutung. Aber wer um alles in der Welt Hilfe, Heilung, Brot und Kleidung braucht, ja auch Gemeinschaft, Liebe, der wird durch Mangel erpressbar. Seine Würde steht auf dem Spiel. Wo Armut und Ausgrenzung herrschen, verbürgt der Markt nicht Gerechtigkeit, sondern verstärkt das Ungleichgewicht von Macht und Ohnmacht. Dies ist der Punkt, durch Marktmacht oder andere Mächte herbeigeführt, der die Propheten aller Zeiten auf den Plan ruft.

Wir spitzen die Frage der Bildungsverantwortung zu auf das **Thema Gerechtigkeit**. Und so wie wir Bildung und Verantwortung zur Bildungsverantwortung verschränkt haben, verschränken wir nun Bildung und Gerechtigkeit zur **Bildungsgerechtigkeit**. Dafür wäre Verantwortung zu übernehmen, für Bildungsgerechtigkeit. Der Lackmустest für Bildungsgerechtigkeit ist die Verantwortungsübernahme für Inklusion.

Nach Herbart macht es den Grundstock der Persönlichkeitsbildung, nämlich dass der Zögling sich selbst finde, als wählend das Gute, als verwerfend das Böse. Beginnen wir mit dem Guten, das wir sollen.

4. „Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen“ – Das alte Lied und hoffentlich nicht die letzte Strophe

Das alte Lied steht im Stammteil des Evangelischen Gesangbuchs. Johann Andreas Cramer hat es gedichtet. Geboren 1723 in Jöhstadt bei Annaberg im Erzgebirge, 1750 Konsistorialrat in Quedlinburg, später Professor der Theologie und gefeierter Kanzelredner und Dichter in Kiel, um nur die wichtigsten Stationen zu nennen. Johann Andreas Cramer hat um 1780 seinen Zeitgenossen eingeschärft, was den Abendmahlsgemeinden bis heute in den Ohren klingen und über die Lippen kommen soll.

1. Das sollt ihr, Jesu Jünger, nie vergessen:

Wir sind, die wir von einem Brote essen,
aus einem Kelche trinken, Jesu Glieder,
Schwestern und Brüder.

2. Wenn wir in Frieden beieinander wohnten,

Gebeugte stärkten und die Schwachen schonten,
dann würden wir den letzten heiligen Willen
des Herrn erfüllen.

Wenn, dann..., ja, wenn wir in Frieden beieinander wohnten, dann würden wir seinen Willen erfüllen, den letzten, den heiligen Willen, sozusagen testamentarisch hochgehalten, das Neue Testament in seinem Blut, das letzte Wort Jesu in dieser Sache, ausdrücklich in den Einsetzungsworten zum Abendmahl.

Wenn, dann... Wenn wir beieinander wohnten, symbolisch gesprochen, Verantwortungsgemeinschaften unter einem Dach, dann würden wir seinen Willen erfüllen. Beieinander, nicht nebeneinander. Inklusion nicht Separation, nicht Selektion. Wenn wir beieinander wohnten, dann würden wir seinen Willen erfüllen. Der Vorteil für alle wäre: Die Erfüllung seines Willens brächte Fülle. Das **letzte** Wort Jesu bekommt man konkretisiert durch Worte des **ersten** Psalms. Willenserfüllung bringt Fülle, denn: „Denn wohl dem, der Lust hat am Gesetz des Herrn und sinnt über seinem Gesetz Tag und Nacht! Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät wohl.“

Wenn wir nachsinnen über Gottes Willen, und darin die letzte Sinntiefe unseres Lebens begreifen, nicht als etwas, das uns als Last auferlegt ist, als sprödes „Du sollst“ –also extrem extrinsisch, sondern uns zum Blühen bringt, weil Gottes Wille das Leben will und nicht den Tod, und unser Verbündetsein mit seinem Willen, also intrinsisch, uns auf Ziele hin orientiert, die himmelwärts also in die Richtung des Reiches Gottes auf Erden führen, und wenn auf das Nachsinnen, wenn aus der Bildung auch etwas folgt,

wenn also alles wohl gerät, und der Baum Frucht bringt, dann muss nichts eingeschärft werden. Aber Johann Andreas Cramer musste dieses „Wenn-dann“ darum einschärfen, weil der Wille des Herrn auf seine Erfüllung noch wartete, und auch noch weiter wartet, weil die Schwestern und Brüder eben nicht beieinander wohnten, die Gebeugten nicht stärken und die Schwachen nicht schonen.

Und als hätte er, Jesus, es selbst geahnt, dass es nicht so weit her sein würde mit der Erfüllung seines Willens und auch für seinen Geschmack die erhoffte Fülle viel zu lange auf sich warten lässt, darum vermutlich hat er mit dem Einschärfen eindrücklich selbst begonnen. Wer ihm nachfolgt, wohnt beieinander. Wer ausgrenzt, ausschließt, Verantwortung abweist, wer dem verlorenen Schaf nicht nachläuft, wer sich nicht bückt, für den verlorenen Groschen, der unter die Kommode rollt, wer nicht das Dach abdeckt, um Barrierefreiheit für den Gelähmten zu schaffen, und wer die Wunden der unter die Räder gekommenen nicht versorgt und sie wieder in den Sattel hebt, wer dies alles nicht tut, der kann sich abmelden aus dem Kreis der Jüngerinnen und Jünger, mag seine eigenen Wege gehen. Den Weg derer, die beieinander wohnen, die seinen letzten heiligen Willen erfüllen, den Weg geht nicht.

In seinem Gebetsteil hält das Gesangbuch ein Geländer bereit, das hineinführen soll ins Leben. Eines dieser Gebete lautet so: „Zu deinem Mahl sind wir gekommen, Herr Jesus, weil wir mit den Augen des Herzens unseren Heiland sehen wollten. So sind wir dir begegnet und haben einander die Hand gereicht an deinem Tisch. Das soll nun unser Dank sein, dass wir mit neuen

Augen auf die Menschen blicken – unsere Brüder und Schwestern – mit deinen Augen, der du lebst von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ - Amen

Das wär es also: „Mit neuen Augen“ auf die Menschen blicken, mit den Augen des Herzens – mit Jesu Augen, oder nüchterner, sozusagen fachlicher gesagt, im Lichte theologischer und kirchlicher Positionen in den Blick nehmen, wie weit wir denn nun gekommen sind, theoretisch und praktisch mit der Verantwortung für einander, mit dem „Bei-einander-wohnen“, mit dem „Miteinander-lernen“.

Diesen Scharfblick für wunde Punkte und die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung findet man durchaus bei Synodalen: **„Ungerechte Verhältnisse fordern zum Widerspruch heraus“**², titelt die Zwischenüberschrift der Kundgebung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland vom November des Jahres 2010. Und in jesuanischer Ungeduld wird bilanziert: „Das gegenwärtige Bildungswesen entspricht noch immer nicht dem Verständnis einer zeitgemäßen Bildung in der Wissensgesellschaft.“

Für die Synodalen unübersehbar, gewährleisten die „Bedingungen und Strukturen im gegenwärtigen Bildungswesen nach wie vor keine Bildungsgerechtigkeit.“ „Damit“, so der Originalton der Kundgebung, „wollen und werden wir uns nicht abfinden. Getragen von der frei machenden und zur Veränderung ermutigenden Botschaft des Evangeliums können und wollen wir vor allem nicht hinnehmen, dass Kinder und Jugendliche mit

² epd-Dokumentation 49/2010: „Niemand darf verloren gehen!“ Evangelisches Plädoyer für mehr Bildungsgerechtigkeit; 3. Tagung der 11. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, 7. Bis 10. November 2010 in Hannover, S. 5

besonderem Förderbedarf zu selten gemeinsam mit anderen Kindern und Jugendlichen erzogen und unterrichtet werden; noch immer herrscht in den Bildungseinrichtungen eine eher exklusive statt inklusive Bildung und Erziehung vor, welche die staatliche Verpflichtung im Sinne der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen nicht hinreichend berücksichtigt.“³

An Deutlichkeit, denke ich, lässt diese Positionierung nichts zu wünschen übrig. Darum ist es konsequent, wenn die Synodalen einstimmig dem alten Lied eine neue Strophe angefügt haben, und die lautet: „ – *Bildungsgerechtigkeit ist unvereinbar mit Ausgrenzung* – deshalb fordern wir umfassende Neuansätze für eine inklusive Bildung von der Kindertageseinrichtung bis zur Schule für Kinder und Jugendliche mit besonderem Förderbedarf ebenso wie eine Vervielfachung der Anstrengungen zur Integration von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund einschließlich ihrer Familien.“⁴

5. Das Netz soll nicht zerreißen; keiner soll verloren gehen: Biblische Antriebsmomente

Die Idee der sozialen Gerechtigkeit als Grundthema der christlichen Ethik wurzelt im Protest der klassischen Propheten. Es ist flammende Rede im Prophetenmantel. Die im 7. und 8.

³ epd-Dokumentation 49/2010: „Niemand darf verloren gehen!“ Evangelisches Plädoyer für mehr Bildungsgerechtigkeit; 3. Tagung der 11. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, 7. Bis 10. November 2010 in Hannover, S. 6

⁴ S.o.

Jahrhundert ausgebildeten Gerechtigkeitsvorstellungen hatten handgreifliche Missstände vor Augen. Du sollst die Fremden nicht bedrücken, die Witwen nicht übervorteilen, die Grenzsteine der verwaisten Unmündigen nicht verrücken und dergleichen mehr. Es waren Missstände des sozialen Lebens, die offensichtlich unvereinbar waren mit dem Willen Gottes, der dieses Volk doch wollte, wie ein Bräutigam die Braut und der es auserwählte und der treu war. Diese eigene Erfahrung war nicht zu überspringen, wenn es darum ging, zu ordnen, wie man miteinander leben soll. Der Anspruch galt nicht nur den eigenen Volksgenossen. Wer über sich den Sternenhimmel sah und ihn betrachte mit Abrahams Augen, der wusste was ihn treiben sollte. Die eigene Erfahrung sollte Maßstab sein gerechtes Handeln – weltweit.

Die Welt, in der wir uns heute bewegen, ist komplizierter. Die soziale Ausdifferenzierung und der komplexe Zustand unserer Gesellschaft würden einen Prophetenmantelträger, wenn denn jemand diesen Gestus imitieren wollte, heute zum Kostümhelden machen. Die Gehalte jener alttestamentlichen Gerechtigkeitsforderungen lassen sich nur noch über die Hürden zahlreicher Vermittlungsschritte nehmen. Doch das wäre erst die Stufe der Gedankenarbeit. Es bleiben noch die Hürden der gesellschaftlichen Realisierungschancen. Dort hilft kein Machtwort aus der Welt der Religion. Der Weltenwechsel ist nicht nur sprachlich zu verkraften! Wie hatte es Steffensky dem Verband ins Stammbuch geschrieben: „Nur eine Gruppe, die sich selbst schätzt; die die eigene Geschichte kennt, die eigenen Lieder

und Grundtexte, ist dialogfähig. Man muss wissen, wer man ist, um sich zu anderen verhalten zu können.“

Die Herstellung von Gerechtigkeit heute vollzieht sich unter den Bedingungen staatlicher Gewaltenteilung. Sie ist angewiesen auf demokratische Formen der politischen Willensbildung. Was uns bewegt im Raum der Kirche muss anderen nicht plausibel sein. Wir haben Verkehrsform des gesellschaftlich-politischen Lebens zu beachten und Widerstände und Gegenreden zu berücksichtigen, die die Propheten auf den übersichtlichen Wegen ihrer Gesellschaftsordnung noch im Durchmarsch nehmen konnten. Dass man sie dafür liebte und die Ohren für sie offen waren, wer wollte das behaupten.

Es ist das hervorstechendste Merkmal der Gerechtigkeitsvorstellungen auf dem Boden biblisch-christlicher Tradition, dass sie parteiisch sind, dass sie Partei nehmen für die Schwachen. In ihnen verbindet sich der Anspruch des gleichen Rechts für alle - ohne Ansehen der Person - mit dem Aufbegehren aus der Perspektive der Unterlegenen und Unterdrückten. Diesen Vorstellungen liegen Erfahrungen zugrunde. Sowohl im neuen als auch im Alten Testament war es die Erfahrung, dass Gott es ist, der die Initiative ergreift, um Beziehungen herzustellen. Es ist die Erfahrung der nachgehenden Suche Gottes, der gerecht ist und Gerechtigkeit herstellt, indem er die Beziehungen wieder herstellt.

Das unterscheidet Jona von Cassandra. Cassandra kann nur sehn und Klagen. Das Schicksal hängt wie mit schweren Ketten

vom Himmel, rollt ab nach eigenen Gesetzen, nimmt mechanisch seinen Lauf. Was bleibt ist Klagen. Ganz anders Jona. Auch wenn es ihn überraschte und zunächst zutiefst frustrierte: Ninive kleidet sich in Sack und Asche und kehrt um. Das ist der Wiedereinstieg ins Beziehungsleben mit seinem Gott. Das ist Gerechtigkeit, die Chancen gibt, weil sie das Leben will.

Würden wir der Frage nach den Antriebsmomenten zur Herstellung von Chancengerechtigkeit nachgehen mithilfe des Lehrgerüsts der praktischen Philosophie vom Schlage des Aristoteles und seiner Güterlehre, dann würde deutlich, dass menschliches Streben nicht Halt macht bei den nächsten Zielen. Das Bessere ist der Feind des Guten. Die nächstbesten Ziele werden zu Mitteln übergeordneter und vorausliegender Ziele zurückgestuft. Es ist das Streben nach eigener Vervollkommnung und Vervollkommnung der Gesellschaft, das antreibt, Chancengerechtigkeit herzustellen. –Es ist die hohe Tugend der Gerechtigkeit, Merkmal der Gesellschaft nach Griechenart.

Das ist edel und zugleich ein Schwachpunkt, weil Tugend nicht genetisch programmiert ist. Offensichtlich hat die Erfahrung erfahrener Gerechtigkeit nur kurze Halbwertzeiten. Darum ist Gottes Gerechtmachen auf dem Weg – hat sozusagen teleologische Struktur, bleibt vollendungsoffen. Wer hierzu keinen eigenen Zugang hat, zu der Freiheit und der Kraft, die in der Gottesbeziehung wurzelt, wer nur die nachgereichten Formel in den Händen hält, und Rechtfertigung nur als Lehre buchstabiert

und nicht als Sprachgestalt und Denkbewegung die gelebtes Leben nachvollzieht, der schwächelt umständehalber, wenn er andere aufnehmen soll in das Leben von Kirche und Gesellschaft.

6. Sonne der Gerechtigkeit; wenn sich Gerechtigkeit und Liebe küssen, wird es warm ums Herz: evangelische Antriebsmomente

Nicht weit von hier, in der Taubenstraße steht, die Fassaden Mozartgelb getüncht, das Pfarrhaus Friedrich Schleiermachers. Er hat 1818 hier in Berlin viel beachtete Predigten über den christlichen Hausstand gehalten. Eine davon widmete er der christlichen Wohltätigkeit. Im Kern beschäftigte er sich mit der Frage, wie Gerechtigkeit herzustellen sei angesichts des Unterschieds der Lebenslagen.

Nüchtern sieht er, dass die Ungleichheit nicht aufzuheben ist, zwischen den Menschen. Schaffte man – und sei es nur gedanklich, gleiche Ausgangslagen – und gleiche Startchancen, insbesondere in materieller Hinsicht, würde es sich zeigen, dass nach kurzer Zeit die individuellen Verschiedenheiten wieder hervortreten. Dies anzuerkennen war dem Prediger Schleiermacher kein Problem. Verschiedenheit ist als Individualität eher zu kultivieren und nicht zu egalisieren. Worauf er aus war, war die Hindernisse zu minimieren, die dem entgegenstehen, was ihm vorschwebte als Beziehung gelingender

Wechselseitigkeit; und dies im Gang der Generationen nicht minder als im Leben der Gemeinde.

Wie schafft man Chancengerechtigkeit bei ungleichen Teilhabevoraussetzungen – vor allem, was bewegt wen, was treibt wen, was ist der Antrieb dies zu wollen? Es sind die Starken, zu denen Schleiermacher redet, das sind jene, in denen er potenzielle Chancengeber sieht. Für Schleiermacher ist die Triebkraft der Schmerz, der jenen umtreibt, der die anderen Glieder liebt, wenn er sie sieht in hilfloser Lage. Es sind jene, die in leiblicher und geistiger Hinsicht zurückstehen. „Gar viele sind es“ so Schleiermacher, „von denen das Gefühl, dass sie in Absicht auf alle Güter des Lebens zu kurz gekommen sind, gar nicht weichen will.“

Schleiermacher, der nach seiner Eigenart von der Spekulation zu den Fakten drängte, geht als Prediger den umgekehrten Weg. Er lässt sein Gefühl von den Fakten affizieren und ins Nachdenken treiben. Es ist die Liebe und der Schmerz, die Lust und der Frust die ihn bewegen. „Wir machen,“ so analysiert den Antrieb zur Gerechtigkeit, „den göttlichen Segen uns selbst dadurch genießbarer, dass wir das peinliche Gefühl derer lindern, welche an ihrem Teile scheinen verkürzt worden zu sein.“

Aber er fragt sich, wie angesichts dieser unaufgebbaren Ungleichheit der Zusammenhalt nicht gesprengt wird. Die Liebe,

so war seine Meinung, ist das Antriebsmoment, die Härten dieser Ungleichheit zu mildern. Er meinte dies als Aufforderung an die Starken. Entscheidend ist nun allerdings, dass er nicht auf dem Punkt stehen blieb, das Problem sei durch Umverteilung oder eine gerechtere Verteilung der Güter zu lösen. Sondern entscheidend sei es, die Menschen zu befähigen, am Austausch teilzunehmen. Es reicht nicht, ihnen zu geben. Sondern es ist nötig, sie zu befähigen, ihrerseits weitergeben zu können, was sie haben.

Die Lösung also liegt nicht in der Umverteilung. Umverteilte Güter beflügeln noch lange nicht gelebte und gelungene Wechselseitigkeit, die Höchstform realisierter Chancengerechtigkeit. Wer hindert, dass nach der Umverteilung jeder bei sich selber bleibt? Ein Stichwort aus dem Epheserbrief liefert Schleiermacher die Pointe. Dort heißt es dem Sinne nach: „Jeder arbeite und schaffe etwas Gutes, auf das er habe, zu geben dem Dürftigen.“ Das heißt im Klartext, das Ziel muss sein, unterschiedslos jeden in den Stand zu setzen, teilnehmen zu können am Austausch, am Herstellen gelingender Wechselseitigkeit. Nicht die Starken oben und die Schwachen unten – und dies auch noch persönlich, von Angesicht zu Angesicht. Darum plädiert er für die Schaffung von Strukturen, die beides sichern: Verteilungsgerechtigkeit und Teilhabegerechtigkeit zugleich.

Als Schülerinnen und Schüler einer neu gebildeten Klasse von Hauptschülern zu Beginn des Schuljahres gefragt wurden, was sie denn am besten könnten, war die Antwort: "Wir sind doch hier, weil wir nichts können." Solche Sätze sind Spiegelungen erfahrenen Wertverlustes. Hier sind diejenigen verloren gegangen, die nicht verloren gehen dürfen, wenn es gerecht zugeht in Kirche und Gesellschaft. Es ist der durchgehende Zug, dass es bei der Gerechtigkeit um ein Beziehungsgeschehen geht, von dem niemand ausgeschlossen werden darf. Die Achse, der biblischen Gerechtigkeitsvorstellung, um die sich alles dreht, ist die Hoffnung auf Beziehungen gelingender Wechselseitigkeit. Die mancherorts übliche Redeweise von der Hauptschule als Restschule schlägt einem solchen Denken alle integrierender Wechselseitigkeit ins Gesicht.

Der Verweigerung jeweils neuer Chancen zu jeweils neuen Wachstumsphasen, dieser systemischen Verhinderung von Liebe stemmen sich die Triebkräfte des Evangeliums entgegen. Es gilt nicht nur zu vergeben sieben mal sieben mal. Es gilt auch die Chancengerechtigkeit als Teilhabegerechtigkeit und als Befähigungsgerechtigkeit sieben mal sieben mal – was nach Jesu Denkart heißt, im Grunde immer, immer wieder.

Max Frisch beschrieb das in seinen Tagebüchern als die Bereitschaft, einen Menschen in der Schwebe des Lebendigen zu halten. „So wie das All, wie Gottes unerschöpfliche Geräumigkeit, schrankenlos, alles Möglichen voll, aller Geheimnisse voll,

unfassbar ist der Mensch, den man liebt – Nur die Liebe erträgt ihn so.“ Aber immerhin erträgt sie ihn – als Antriebsmoment, evangeliumsgesättigt. „Wir wissen“, notiert Max Frisch, „dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte.“

Als Antriebskraft gelingender Wechselseitigkeit ist die Liebe unerschöpflich darauf aus, Teilhabe herzustellen, die Ausgegrenzten hereinzuholen, die Verlorenen eben nicht verloren zu geben. So ist sie unterwegs, als Triebkraft der Gerechtigkeit, schon lange, durch die Zeiten, durch die Welten. Wir sind ihr nachgegangen, in Gedankenschritten, doch das hat vorbereitenden Charakter. Gedankenschritte sind doch nur der abstrakte Vorglanz, von dem, was als Möglichkeit uns winkt, als Chancengeber selbst Gerechtigkeit zu schaffen, an welcher Stelle im Bildungswesen wir auch stehen.